Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur

Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte

Band: 2 (1922-1923)

Heft: 5

Artikel: Notker der Deutsche : zu seinem 900. Todestage

Autor: Freytag, Willy

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-154678

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein einig durchgebildet Volk von Männern, Das redlich selbst sich prüft und kennt und dennoch In ungetrübter Frische lebt und wirkt, Daß seine Arbeit festlich schön gelingt, Und ihm das Fest zur schönsten Arbeit wird!"

Für jene aber, deren Herz etwas weniger weit als Kellers "auf der Menschheit froher Linken" schlägt, denken wir noch an einen andern Spruch. Er steht an einer Brücke bei Pigneu im Schams, wird nur von Fußwanderern beachtet und heißt:

> "Jam via patet hostibus et amicis. Cavete Rhaeti! Simplicitas morum et unio Servabunt avitam libertatem."

Notter der Deutsche.

Bu feinem 900. Tobestage.

Von Willy Freytag.

nsere Auffassung und Beurteilung des Mittelalters ist lange beherrscht worden von der revolutionären Theorie der Humanisten, die im mittelalterlichen Geistesleben nur das finstere, gebundene sahen, etwas, das überwunden werden muß, am besten vergessen, um darüber hinweg dem freien wahrhaften Menschentum der Antike die Hand reichen zu können. Zerstörend hat diese Umwertung auf die Stetigkeit unserer geistigen Entwicklung gewirkt. Die alten Lieder, an denen noch Kaiser Maximilian sich erfreute, sind bald nach ihm aus dem Gedenken des deutschen Volkes entschwunden, die lateinische Poesie und Prosa und mit ihr die lateinische Sprache, die ihre mittelalterliche Ungebundenheit mit dem Soch Ciceros vertauscht hatte, ersetzten sie im Herzen der führenden Schichten und machten das Volk, das da nicht folgen konnte, führerlos. Der Gebildete wird sich immer vom Nichtgebildeten unterscheiden, das ist nur natürlich, verhängnisvoll aber, wenn über das hinaus, was das Volk sonst schon auseinanderreißt, die Bildung, die Kultur selbst, zur unübersteiglichen Schranke wird und die verschiedenen Bildungsschichten sich nun fremd und verständnislos gegenüberstehn. Als solche Schranke hat im 16. und 17. Jahrhundert stärker als im Mittelalter und stärker vielleicht im deutschen Volke als in jedem anderen die lateinische Sprache gewirkt. Sie fiel, als im 18. Jahrhundert die junge stürmische Kraft der erwachenden deutschen Dichtung das ganze Volk mit sich fortriß, die lateinische Bildung durch eine deutsche ersetzt wurde. Da war es kein zufälliges Zusammentreffen, daß zu eben jener Zeit, wo alles nach Mannheim zog, um Schillers Worten zu lauschen, Ohr und Sinn sich auch wieder öffneten

für die Herrlichkeit der altdeutschen Dichtungen und der altdeutschen Kunst. Seute stehn wir in einer neuen Phase dieser Neuwertung des mittelalterlichen Geistes. Wie das herbe und strenge der alten Malereien sich als ein eigener Reiz zu offenbaren scheint, so öffnet auch die abgelegenste und verachtetste Provinz der mittelalterlichen Geisteswelt, die verrufene Scholastif, uns endlich wieder ihre lang verschlossenen Tore. Auch die mittelalterliche Philosophie oder Wissenschaft ist wirklich Wissenschaft gewesen, nicht bloke Spikfindigkeit und Haarspalterei, und wie uns die Erkenntnis lange ichon selbstverständlich ist, daß die Kunst des 16. Jahrhunderts aus der des Mittelalters organisch hervorwuchs, so werden wir uns vielleicht bald an den Gedanken gewöhnen muffen, daß auch die Grundbegriffe unserer heutigen Naturwissenschaft, wie sie bei Galilei zuerst an den Tag treten, ihre Wurzeln im Mittelalter haben. Auch was wir heute im engeren Sinne Philosophie nennen, die systematische Geisteswissenschaft, auch für sie wird immer deutlicher, daß der Glaube, sie sei mit Bacon von Verulam oder mit Descartes autochthon entstanden, auf einer Verkennung des geschichtlichen Zusammenhanges beruht. Es wird sich herausstellen, daß die großen Philosophien des 17. Jahrhunderts viel weniger an die Renaissance-Philosophie anknüpfen, als an den Nominalismus des ausgehenden Mittelalters, der lebendig geblieben ist durch die Stürme des 16. Jahrhunderts hindurch, daß die Dinge also fast umgekehrt liegen, als die humanistischen Philosophen sich und uns einreden wollen: in der Entwicklungsreihe der wissenschaftlichen Gedanken ist nicht das Mittelalter eine leere Stelle, die übersprungen werden kann, sondern leer ist für die Philosophie eher das 16. Jahrhundert gewesen, in dem man den Versuch machte, mit den Scholastikern auch Aristoteles zu enttronen, ohne etwas anderes, geschweige denn besseres, an seine Stelle setzen zu können, ja ohne nur zu merken, wie sehr man von der Scholastik und Aristoteles abhängig blieb.

Lassen wir also die humanistische Auffassung vom finstern Mittelalter auch in bezug auf die Philosophie und Wissenschaft fallen, seien wir aber auf der Hut, von einem Extrem ins andere zu gehn! Gewisse Richtungen, die das Heil in einer Rückehr zum mittelalterlichen Denken suchen möchten, kennzeichnen sich dem unbefangenen Auge gewiß von selbst als das, was sie sind, aber der Blick eines jeden mag getrübt werden, wenn ihn eine gewisse Fülle überrascht da, wo Wüste sein sollte.

Die wichtigen Leistungen des mittelalterlichen Denkens gehören der spätern Zeit an, getrennt von den Anfängen durch eine breite Zone der Wiederaufnahme griechischer Philosophie, die zunächst im 12. Jahrhundert durch die Araber vermittelt, dann verhältnismäßig rasch brauchbare Uebersetzungen vor allem des Aristoteles brachte. Wahrscheinlich aber beschränkt sich der arabische Einfluß nicht auf diese Vermittlung. Der Perser Shasali hat um die Wende des 11. Jahrhunderts steptische Theorien entwickelt, die auf eine grundsähliche Trennung von Theologie und Philosophie lossteuern. Diese Theorien haben zweisellos auch im Abendlande gewirkt und den Umschwung, wenn nicht hervorgerusen, so doch befördern helsen. Schon bei Albertus Wagnus ist seinssluß deutlich zu spüren,

und er steigert sich mit zunehmender Konsequenz bis hin zu den Nominalisten, für die auch der letzte Rest einer philosophischen Ableitung theologischer Sätze verschwunden ist. Das ist eine geschlossene Entwicklung, deren Ergebnisse bestimmend wurden für die ganze neuere Philosophie und Wissenschaft, und diese Entwicklung hat ihre Wurzeln nicht in der heimischen Erde: was vor die Einwirkung der Araber und die Wiederaufnahme der aristotelischen Philosophie fällt, ist von geringer Bedeutung, dies Denken ist wirklich gebunden, und doppelt gebunden, an die Theologie und an die spätlateinische Philosophie, die sast nur in dürftigen Kommentaren besteht.

Notker Labeo, der Großlippige, oder wie er schon bald nach seinem in das Jahr 1022 fallenden Tode genannt wurde, Notker der Deutsche, ist neben dem mehr als ein Jahrhundert vor ihm am Hofe Karls des Kahlen wirkenden Johannes Skottus Eriugena die auffälligste Erscheinung dieser frühmittelalterlichen Philosophie. Eriugena, ein Mann von erstaunlicher Rühnheit, der die heidnischen, nur oberflächlich christianisierten Gedanken des Dionysios Areopagita zu einem System verarbeitet, das ihn mit der Kirche in Konflikt bringt; Notker, eine Natur von kindlicher Frömmigkeit und Bescheidenheit, der noch kühneres wagt, seine Wissenschaft deutsch reden läßt. Eriugena hat fortgewirkt trot aller Anfeindungen, Notker, verehrt von seinen Schülern, scheint kaum nur auf diese einen Funken seines Geistes übertragen zu haben. Beide aber sind als Philosophen nur Bearbeiter, nicht selbständige Denker gewesen. Die größere Selbständigkeit, die wohl dem Eriugena zukommt, zeigt sich auch bei diesem nur in der Art der Auswahl, die er unter dem überlieferten trifft.

Notker hat sich an das übliche philosophische Material gehalten, Schriften des Boethius, die Consolatio philosophiae, Trost in der Philosophie, und die Kommentare zu den Kategorien und den Verihermenien, wie man damals sagte, sowie des Martianus Capella Hochzeit des Merkur mit der Philologie, den bekannten Abrif der sogenannten Sieben freien Künste mit ihrer wunderlich barocken Einkleidung. Er hat diese Schriften übersett und mit lateinischen und deutschen Erläuterungen versehen, in denen der sonst noch bei Cassiodor, Isidor von Sevilla und Alkuin, dem angelsächsischen Berater Karls des Großen, vorliegende, im Grunde wenig verschiedene Stoff verarbeitet ist. Er hat, wie er in einem Berichte an den Bischof von Sitten mitteilt, auch Poetisches, die unter Catos Namen gehenden Sprüche, die Bukolika Vergils, die Andria des Terenz, und das Buch Hiob übertragen und bearbeitet. Das ist verloren, erhalten dagegen ist die Uebersetzung und Erklärung der Pfalmen, und erhalten sind glücklicherweise auch einige selbständigere Abhandlungen, von denen die über die Schlüsse wohl am besten geeignet ist, uns einen Begriff von seiner Stellung als Philosoph zu geben.

Es ist durchaus das herkömmliche, was da in halb lateinischer, halb deutscher Darstellung über die kategorischen und hypothetischen Syllogismen vorgetragen wird. Nur die deutschen Beispiele sind Notkers Eigentum.

Aber das ist bündig, und mit Sauberkeit und Genauigkeit gemacht. Bei den kategorischen, oder wie es lateinisch heißt, prädikativen Syllogismen, werden drei Figuren unterschieden, die 5 Modi der vierten werden nach der ältern Weise zur ersten Figur gerechnet, die somit 9 Modi erhält, alle 3 zusammen 19. Zum Beispiel Omne iustum honestum; Omne honestum bonum; Omne igitur iustum bonum. Allero rehtolîh zimîg; All zimilîh kûot; Allis reht kûot. (Alles gerechte ist geziemend, alles geziemende ist gut, also alles gerechte ist gut.) Die Umkehrung dieses Sates aber folgt nicht. Si reflexim inferas, Ube du aber dia illationem missechêrist: Omne bonum iustum, Allis kûot reht, non seguitur, tas neist nieht war. (Wenn du aber die Schluffolgerung umkehrst: Alles gute ist gerecht, das folgt nicht, das ist nicht wahr.) Sed particulariter potest inferri, Aber eines teiles mag is war sin: Quoddam bonum iustum, Sumelîh kûot ift reht. (Aber partikular, zu einem Teile mag es wahr sein: Etwas Gutes ist gerecht.) In dieser Weise geht es rasch durch die 3 Figuren mit ihren 19 Modis. Weniger gut ist das Schema der konditionalen Schlüsse, zu denen 3 hypothetische im engern Sinne und vier dis= junktive gerechnet werden. Es fehlt hier die klare Uebersicht, die dem einzelnen Schluß seine notwendige Stelle gibt, es fehlt jede Frage nach dem Verhältnis des hypothetischen zum disjunktiven, der dritte Modus ist eigentlich gleich dem ersten, und der siebente ist falsch. Aber es stand so bei seinen Gewährsleuten, Notker nennt Boethius und Cicero. Das zeigt also deutlich, wie ganz unselbständig Notker hier verfährt. Und so muß man sich die Frage stellen: wenn er das überkommene Schema sauber wiedergibt und passende Beispiele dazu findet, ist damit gesagt, daß er den Sinn der in dies Schema zusammengefaßten Denkoperationen auch wirklich erfaßt hat? Die Antwort auf diese Frage scheint mir recht zweifelhaft.

Notker führt z. B. folgenden Schluß an als Beispiel des zweiten konditionalen Modus: Ube tag ist, lseht ist. (Wenn Tag ist, ist Licht.) Kû neist is lseht. So neist is ouh tag. (Nun ist nicht Licht, so ist auch nicht Tag.). Sehr richtig geschlossen aus der Aushebung der Folge, wie wir sagen, auf die Aushebung der zureichenden Bedingung. Gelegentlich aber (Piper I 435) schließt er falsch: Tär scientia ist, tär ist animal. Ube scientia zegät so ist animal zegangen. (Wo Wissenschaft, da Lebewesen. Wenn die Wissenschaft vergeht, so ist das Lebewesen vergangen.) Notker schließt hier falsch aus der Aushebung des zureichenden Grundes auf die Aushebung der Folge. Hat er also das Wesen dieses Schlusses doch nicht erfaßt, oder handelt es sich nur um einen zufälligen Fehler?

Merkwürdiger noch sind die Beispiele von Schlüssen, die Notker im einleitenden Abschnitt über das Wesen des Syllogismus bringt. So: Unum est, si teutonice dicamus (Erstes ist, wenn wir es deutsch sagen), Sîne vorderin (Seine Vorsahren) wären vrî. Secundum est (das zweite), Tia vrîheit nehabet er verskuldet (hat er nicht verwirkt); Si his non contradicitur; Ube man des nemag kelougenen (Wenn man das nicht leugnen kann); Sequitur (so folgt): Pe diu (darum) ist ouh er vrî. Oder ein zweites Beispiel: Ubelis kesellin mag man wola ingelten (Durch einen übelen Gesellen kann man wohl zu Schaden kommen); Hoc

primum est. Tes man mag ingelten, ten sol man miden. Hoc secundum. Ubelin gesellin sol man virmsden. Hoc tertium ex duodus conficitur. (Dies dritte ergibt sich aus den beiden.) Und ein Drittes: Nedze dû, Nedrunche dû (du hast nicht gegessen, du hast nicht getrunken); duo sunt quae generant hoc tertium (das sind die beiden, die dies dritte hervorbringen): Sô bist tu nûechternîn. (So bist du nüchtern.) Weiter hübsch gesagt von dem Mönch: Quaeritur de quolibet, quare uxorem non ducat (Es wird von jemand gefragt, warum er keine Frau nimmt), et respondetur (und es wird geantwortet): Ubela newile er, Kûota nevindet er (Eine Ueble will er nicht, eine Gute findet er nicht). Haec duo conficiunt hoc tertium: Be din negehîit er (darum heiratet er nicht). Item: Skalch nehabet er, Din nehabet er. Seguitur: Wes Herro ist er danne? (Einen Anecht hat er nicht, eine Magd hat er nicht. Wessen Herr ist er dann?) Das sollen Syllogismen sein, aber wie Notker bemerkt: vulgares syllogismi (gemeine Syllogismen), Tie die liute ûobint. Und er fährt fort: Et ex eis videntur quidam esse qui latine dicuntur praedicativi, alii autem qui dicuntur conditionales (Einige unter ihnen scheinen kategorisch, andere konditional zu sein). Und damit sind für Notker diese sehr schönen Beispiele leider erledigt, und uns bleibt der Zweifel, was er wohl damit gemeint haben mag, daß er sie als Schlüsse bezeichnet, wie sie bei den Leuten üblich sind. Hat er gesehen, daß nicht alle regelrecht gebaut sind? In der Tat ist es ja so, daß nur der zweite Schluß ein vollständiger Syllogismus mit zwei Prämissen und gemeinsamem Mittelbegriff ist. Die anderen sind verkürzte Schlüsse, denen der Obersatz fehlt, während die als erstes und zweites angeführten Sätze zusammen den Untersat ausmachen. So müßte im dritten Beispiel der zu ergänzende Obersatz etwa lauten: Wer nicht gegessen und nicht getrunken hat, ist nüchtern. Der Untersat also umfaßt die beiden Säte: du hast nicht gegessen und du hast nicht getrunken. Und in den andern Beispielen dürfte es noch umständlicher sein, dem Schluß die klare spllogistische Form zu geben. Notker hat das vielleicht empfunden, aber daß er ohne Unterschied eben sowohl da, wo nur eine Prämisse angegeben ist, die zufällig aus zwei Sätzen besteht, wie da, wo wirklich die beiden Prämissen vorhanden sind. ein erstes und ein zweites zählt, aus welchen beiden der Schluß als drittes folgt, das scheint doch zu beweisen, daß ihm nicht klar geworden ist, warum zwei Prämissen, nicht bloß zwei Sätze, nötig sind zum Schluß. Was also die Notwendigkeit ist, die den Schluß an die Prämissen bindet, und damit das wesentliche des Schließens, das ist Notker nicht aufgegangen, so schön er die Regeln des Schließens wieder zu geben vermag. Dagegen spricht nicht, sondern dazu stimmt sehr wohl, daß er nicht eine Erklärung des Syllogismus gibt, sondern viele, und daß er immer wieder neue Ansätze zu solchen Erklärungen macht: Syllogismus graece, latine dicitur ratiocinatio. Teutonice autem possumus dicere gewärrahchunge, vel pluribus verbis: einis tingis irrâtinî unde gewisheit vone anderên. (Shllogismus auf griechisch, auf lateinisch ratiocinatio, deutsch aber können wir sagen: wahre Rechenschaft, oder mit mehreren Worten: Erraten und Gewißheit eines Dinges aus andern.) Dies Erraten kehrt oft wieder, auch

Erraten dessen, was nicht geschrieben ist, aus dem was geschrieben ist. Und daneben stehen noch ein Dutend andere Erklärungen oder auch nur Wörter, die besonders im 15. Abschnitt zusammengehäuft werden: Ube (wenn) dû cheden maht (sagen kannst), hinnan (daher) weiß ih is: ube das ist, so ist dis, sint tiu ding so, so ist tis sus, solih gechose (solche Rede) heisit syllogismus. Taz heisit redenon (Grund und Rechenschaft geben), irrâtin, chleinkoson (fein, sorgfältig reden), ersûochin, ze urteilde werfen, befinden. Von diesen und den ihnen entsprechenden lateinischen Wörtern werden dann so etwas wie etymologische Deutungen gegeben, und das ganze schließt: Tas man befindet und geeiskôt (erforscht) tia wärheit, tas ist experimentum, tas ist syllogismus. Natürlich stammen diese Erklärungen, abgesehen von der Uebersetzung ins Deutsche, ebenfalls aus jener Konkursmasse der antiken Logik, merkwürdig und vielleicht charakteristisch nur, daß sich gerade die aristotelische festgeformte Erklärung nicht darunter findet, in der eben die Notwendigkeit des Schlußzusammenhanges so stark betont wird: Der Schluß ist eine Rede oder ein Gedanke, in dem, wenn etwas gesetzt ist, etwas von diesem Gesetzten Verschiedenes mit Notwendigkeit daraus folgt, daß jenes so ist. Anklänge daran, aber mit dem bekannten grammatisch - rhetorischen Einschlage, finden sich auch: ratiocinatio est quaedam indissolubilis oratio, d. h. feste gechôse, unawîfelîg gechôse, gelozen reda (feste geschlossene Rede) oder: est ratiocinatio quaedam orationis catena et invicta ratio, d. h. sigenemelîh (sieghaftes) gechôse, tas man endrennen nemag (nicht trennen kann).

Es wird einem so recht deutlich, wenn man diesen nur tastenden und immer wieder erneuten Versuchen der Philosophen jener frühen Jahrhunderte folgt, wie sie sich abmühen, zu einem Verständnis zu gelangen der überlieferten abstrusen logischen Theorien, daß die Aufgabe, die sie sich stellten, oder die ihnen der geschichtliche Zufall stellte, unlösbar war. Was ihnen aus dem Altertum an Wissenschaft zugänglich war, das ist nicht ein einheitliches System, nicht eine methodisch geführte Untersuchung, wie sie die Analytiken des Aristoteles etwa oder die Platonischen Dialoge in solcher Vollkommenheit geben, sondern ein Mischmasch von Sätzen verschiedenster Herkunft und verschiedensten Sinnes, deren Vermengung im wesentlichen auf die Rhetorik, die Nebenbuhlerin der Philosophie zurückgeht. In diesem Gewirr sich zurecht zu finden, ist auch uns noch schwer, so können wir unsere Achtung dem ehrlichen Bemühen unserer Altvordern nicht versagen, aber wir müssen sie bedauern. Wie anders wären die Dinge verlaufen, wenn statt jener in der Methode so verworrenen und bei aller Vielheit des Gebotenen im Grunde doch so dürftigen Kommentare etwa eine Uebersetzung der Analytiken erhalten und dem frühen Mittelalter zugänglich gewesen wäre! Wie viel leichter hatten es die Araber, denen von Anfang an das beste zu Gebote stand, was der griechische Geist geschaffen — kein Wunder, daß sie so rasch die Kührung bekamen.

Eines merkwürdigen Versuches sei noch gedacht, von dem ich vermuten möchte, daß er Notker selbst angehört, sich das Wesen des Schließens klar zu machen mit Hilfe von Begriffen aus dem Rechtsleben. Diese Dinge und Begriffe waren den Germanen jener Jahrhunderte weit unmittelbarer, anschaulicher gegenwärtig als uns, das Gerichtsverfahren, die Rechtsprechung war eine Sache und eine wichtige Sache des Volkes selbst. Alle Syllogismen, sagt Notker, werden aus propositiones, das sind pietunga (Bietungen), andere sagen: pemeinunga (Ansinnen). Und er fährt fort: Wemo bieten wir sie? Wemo bemeinen wir sie? Utique illi, quem volumus concludere, ten wir überwinden wellen (Wem bieten wir sie? Wem finnen wir sie an? Doch dem, den wir überführen wollen.) Eine merkwürdige Uebersetung von concludere — sollte nicht convincere gemeint sein? Der Gedanke wird dann benützt, die prädikativen und die konditionalen Schlüsse voneinander zu scheiden. Im prädikativen Schluß finden sich drei Säte, von denen zwei sumpta heißen, keiihte (zugestandene). Wes keeihte? Wes isunga? Zugeständnisse des Gegners. Und aus ihnen wird ein Drittes erschlossen, das inlatio heißt, nähsprechunga. Von wem wird es erschlossen? A convincente, d. h. von demo uberwindare. Daher heißt es weiter: Zwêne teila sint tes, ten man iihtet (zum Geständnis bringt), ter dritto des iihtâris. Ter adversarius neiehe, anderis nebindet in der iihtâre (Wenn der Gegner nicht gesteht, so bindet ihn der überführende nicht). Mit tiu man in bindet, taz chumet vone sînero geiihte. (Womit man ihn bindet, das kommt her aus seinem Zugeständnis). Also: an dero slehtûn flozredo (beim schlichten Schluß) teilint sih tiu partes. Awei sint tes einen, das tritta des anderin. Aber mit kedingun warrachondo hörint alliu din teil ze einero hant (Wenn man bedingt schließt, gehören all die Teile zu einer Sand).

Es ist ein Versuch, das tote überlieferte Schema des Schlusses mit Leben zu erfüllen, ein Versuch aber, der, so fesselnd es sein mag, hier sich Notkers Seele unmittelbarer in Tätigkeit zu denken, doch nur wieder beweist, daß ihm der logische Sinn des Schlusses, sein Wesen, fremd geblieben ist. Daher wird auch aus dem ganzen Gedanken nichts weiter gefolgert; ob ein logischer Unterschied von Notker empfunden wurde oder ob es sich nur um ein Vild handelt, bleibt im Dunkeln.

Notker als Logiker als Philosoph ist eine wenig greifbare Gestalt. Gelegentliche Bemerkungen bringen fast mehr Aufschluß über ihn, als die nur scheinbar selbständigen Abhandlungen. Wie anders, wenn wir nun die Seite seiner Tätigkeit ins Auge fassen, die ihm den Ehrennamen des Deutschen gebracht hat! Da ist eine fast unendliche Fülle des Stoffes, und da wissen wir auch aus einer glücklich bewahrten Aeußerung Notkers selbst, was er gewollt hat. Im Briefe an den Bischof von Sitten schreibt er: "Ich wollte unseren Schülern den Zugang (zu den Büchern) bereiten, und so wagte ich mich an etwas schier ungewöhnliches, daß ich versucht habe, lateinisch geschriebenes in unsere Sprache zu übertragen und (so) zu verbeutlichen, was Aristoteles oder Cicero oder ein anderer Artigraph in der Logik und Rhetorik gelehrt haben ... Ich weiß wohl, daß Ihr zuerst zurückschrecken werdet wie vor etwas ungewohntem. Bald aber wird es Euch einzgehn und Ihr werdet zum Verstehn und zur Erkenntnis kommen, wie rasch in der Muttersprache erfaßt wird, was in der fremden kaum oder nicht volls

ständig zu verstehen wäre." Das ist bescheiden, aber auch sicher gesprochen. Notker weiß, daß er etwas unternimmt, was noch nicht versucht wurde. Aber es ist ihm doch etwas ganz natürliches. Seine Erfahrung als Lehrer hat ihm gezeigt, daß die eigene Sprache zu Hilfe genommen werden muß, um das in der fremden niedergelegte sich vollkommen zu eigen zu machen. Aber das einfachste natürlichste ist oft das schwierigste, und wie eingangs ausgeführt wurde, hat es besonders im deutschen Volk seine Schwierigkeiten gehabt, daß man in dieser Sache dahin kam, das natürliche auch natürlich zu finden. Wenn oben von den Humanisten gesagt wurde, daß sie in ihrer Vorliebe für das Fremde das Eigne vergaßen oder zu vergessen versuchten, wenn einer der berühmtesten Bädagogen unter ihnen erklärt, es sei ein allgemeines Uebel, daß die Kinder nicht schon mit der Muttermilch die Sprache Ciceros einsaugen, wenn allgemein von ihnen die Forderung aufgestellt wird, daß in der Schule nur Latein gesprochen werden darf, so hat es Gleichgefinnte auch vorher im Mittelalter genug gegeben, und vielleicht sind sie auch heute noch nicht ganz ausgestorben. Lamprecht hat den Begriff der Wiederbelebung der klassischen Studien, der zunächst auf eine bestimmte Zeit gemünzt war, zu einem Allgemeinbegriff erweitert, er spricht von einer Karolingischen und einer Ottonischen Renaissance, und jene Wiederaufnahme der aristotelischen Philosophie im Mittelalter, was ist sie anders als eine solche Wiederbelebung? Und auch gerade in jenen früheren Jahrhunderten sind die, die diesen Versuch machen, so befangen in der Ehrfurcht und Begeisterung für das, was ihnen vom Altertum zugänglich ist, daß sie genau wie die spätern Humanisten im Besit dieser Schätze und der sie umschließenden Sprachform sich zu deren früheren Besitzern verwandtschaftlicher hingezogen fühlen als zum eigenen Volk. Auch in St. Gallen, der Wirkungsstätte Notkers, ist das nicht anders gewesen. Ekkehard IV., der Schüler Notkers, spricht von der Barbarei der deutschen Sprache, er findet, daß des ersten Ekkehard Walthariuslied zu viel Anklänge an den deutschen Ausdruck bewahrt hat, und nimmt sich vor, es davon zu fäubern. Notker steht in der Tat allein mit seiner deutschen Philosophie und fast einsam auch mit seiner Uebertragung von Stücken der Bibel, während er in der Uebersetzung der Consolatio des Boethius einen berühmten Vorgänger in Alfred dem Großen gehabt hat.

Ihm aber ist es etwas durchaus natürliches, das zu tun und mit voller Hingebung und Ausdauer zu tun, worin ihm kaum einer in seiner ganzen Umgebung hilft, geschweige denn ihn recht versteht. Und ebenso natürlich fließt ihm nun die Sprache, die seine Muttersprache ist, die aber noch nie vor ihm von so abstrakten, ja abstrusen Dingen redete. Hat er nun diese Gelenkigkeit, Biegsamkeit, Ausdrucksfähigkeit der Sprache, wie sie zur Genüge aus den oben angesührten Beispielen erhellt, wie sie aber aus jedem Sak, den er geschrieben, uns entgegenleuchtet, hat er diese Sprache geschaffen? Schwerlich dürfte das der richtige Ausdruck sein, das Verhältnis des sprachgewaltigen Genius zur Sprache zu bezeichnen. Wan braucht sich nur zu überlegen: nicht in jeder Sprache wäre das möglich gewesen, was Notker in der deutschen vollbracht hat. Diese muß lange vor ihm, das bezeugt Wulfila, schon die Fähigkeit besessen, kraftvoll und klar Gedanken

wiederzugeben, die von andern Völkern unter ganz andern Bedingungen in einer in Jahrhunderten aufgebauten Kultur erarbeitet waren. Darauf beruht doch im letten und tiefsten die Möglichkeit, daß überhaupt ein frisches Volk ein abgearbeitetes in der Kulturarbeit ablösen kann. Aber wenn die Sprache wie etwas für sich bestehendes dem Einzelnen gegenübertritt, daß sie doch nicht Jedes Sinn gleich offen findet, ihm das gleiche Werkzeug wird, ist ebenso augenscheinlich. Und hierin liegt das schwer erklärliche, was wir nur bildlich umschreiben, wenn wir von der Sprache als einem Werkzeug reden, oder wie von einem Instrument, auf dem gut oder schlecht gespielt werden kann. Denn die Sprache ist doch nicht ohne den Menschen. Wir ahnen ein gewiß tausendfältig bedingtes, vom gänzlich außerhalb der Sphäre des Bewußtseins liegenden bis hinauf in die klare Region des logischen Denkens sich erstreckendes, etwas, das nicht äußerlich das Denken des Menschen wie ein Mantel oder Rahmen umfaßt, sondern sein ganzes geistiges Sein durchdringt. Müßig aber würde es sein, das hier allgemein oder gar in bezug auf Notker erklären zu wollen: nur das Ergebnis sehen wir, die geniale Leistung. Einzelnes jedoch in der Gesamterscheinung können wir wohl hoffen festzustellen. Das vorliegende Material erlaubt und fordert auf zu fragen, wie weit sich Notker seines Berhältnisses zur Sprache bewußt war, ob er rein naiv oder mit überlegter Methode arbeitete. Natürlich muß die Antwort nicht einfach für das eine oder für das andere ausfallen. Sie kann es auch nicht. Auf der einen Seite steht die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit des Ausdrucks, die ganz frei dem lateinischen Text gegenüber sich natürlich auswirkt, und in völliger Ungezwungenheit mit den Wendungen und Ausdrücken wechselt, an Eindringlichkeit und auch Genauigkeit und Klarheit oft genug das Lateinische übertreffend. Und dahin gehört es, daß Notker ein und dasselbe lateinische Wort, auch wenn es ein fester wissenschaftlicher Ausdruck ist, auf mannigfaltigste Weise wiedergibt. Er braucht, das ist das einfachste, auch im deutschen Sat das lateinische Wort, so fast durchgehend die Wörter substantia, species, genus und ähnliche, oder er gibt eine wörtliche Uebertragung, besonders von zusammengesetztem, so in der Reihe gelîhnamîg, einnamîg, manignamîg, missenamîg, die für aequivocus, univocus, plurivocus, diversivocus stehen, oder endlich, es wird ein der Bedeutung des lateinischen Wortes irgendwie, etwas bildlich, entsprechendes Wort nun zum Ausdruck seines Begriffes gemacht, oftmals auch neu gebildet durch Ableitung und Zusammensetzung, mit mannigfachen Uebergängen der Typen ineinander. So ist genammen ebenfalls eine und die gewöhnliche wörtliche Uebersetung von aequivocus — fast möchte man noch mehr an das griechische ομώνυμος, συνώνυμος denken —, und zugleich ist es doch eine selbständigere Neubildung als etwa das gleichbedeutende gelshnamig, so wird subjectum zum underen oder auch zum stûol, das undere ist anderseits auch der untergeordnete Begriff, die species, das obere der übergeordnete Begriff, das genus, und das Prädikat das uberzimber, notmezon (genau messen) steht gelegentlich für definire, meist aber braucht Notker die lateinischen Ausdrücke diffinitio. diffinire. Das ist alles natürlich, und wenn Notker eine wunderbare Fähigkeit hat zu urwüchsigen Neubildungen, gerade die Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Wendungen, die Unbedenklichkeit, auch das lateinische Wort beizubehalten, wie es gerade kommt, das spricht für ein noch nicht auf Methode gebrachtes Verfahren, für eine naturhafte Sprachbehandlung, die über den gerade vorliegenden Sat und Ausdruck nicht hinauszuschauen scheint.

Und doch ist das wieder, streng genommen, nicht möglich. So wenig wie ein Begriff nur für einen Satz geschaffen ist, so wenig das Wort, das doch nur durch die Bedeutung zum Wort im eigentlichen Sinne wird. Insbesondere bei den Uebersetzungen jener dritten Art, bei Neubildungen oder Neuzuordnungen muß doch ein Suchen und Ueberlegen angenommen werden, wenn auch das Ganze des Vorganges damit gewiß nicht beschrieben oder auch nur umschrieben ist. Da mag ihm manches blitzartig eingefallen sein, aber die Masse des von Notker herbeigeschafften Sprachgutes ist offenbar viel zu groß, um mit dieser einsachen und im Grunde doch wenig sagenden Erklärung auskommen zu können. Und nun gibt es auch einige ausgezeichnete Beispiele, wo Notker uns selbst die Ueberlegungen vorsührt, die ihn geleitet haben in der Auswahl des deutschen Wortes.

Am Ende der Untersuchung über die Substanz in den Kategorien Abschnitt 32 lesen wir: "Wîo mag man diutin substantiam unde accidens? Sumelike chedint substantia daster ist, accidens das tarmite ist. Sumelihe chedint substantiam vone wesenne wist, accidens mitewist. Sumelîhe chedint substantiam êht quod intelligitur îeht, d. h. aliquid, accidens mit êhte." Und dann kommt eine Auseinandersetzung über die sprachliche Bildung des Wortes seht, das gleich ein sht und gleich sowiht gesetzt wird. Also, fährt dann Notker fort, wiht, sht, seht, wist, tas ist, bezeichnen die Substanz, am angemessensten aber sind für Substanz und Accidens die Worte wist und mitewist. Aehnlich werden dann die Begriffe genus und species behandelt, und zum Schlusse heißt es: "Transire quoque possumus in legendo eorum interpretationem quorum patet intellectus et significatio. Maxime si eorum est laboriosa interpretatio. Sicut et latini angelos et archangelos, cherubim et seraphim, partriarchas et prophetas, quae graeca nomina sunt, in usu habent. Nec eorum alibi quam in expositionibus interpretationes legunt. Transire überheven. In usu habent prûchent."

Notker teilt uns also mit, daß diese vielgebrauchten lateinischen Begriffe auf verschiedene Weise übersetzt werden, von den einen so, von andern so. Wir erfahren also von ihm selbst, daß er nicht der erste war, der solche Uebersetzungen versuchte, was ja auch durch die erhaltenen Glossen bezeugt ist. Und er verfährt nun so, daß er von den vorhandenen Ausdrücken den besten aussucht, für substantia das Wort wist, weil es von Wesen kommt und offendar weil es für accidens dann die bequeme Uebersetzung mitewist gestattet. — Aus dieser Begründung, wie aus andern gelegentlichen Angaben möchte man schließen, daß Notker doch etwas griechisch verstanden

hat, denn wesen und wist würden genau zu dem griechischen Ausdruck für Substanz ovoia passen. Diesem Schluß steht nur sehr entgegen, was er im 16. Abschnitt der Schrift über die Schlüsse zur Erklärung des Wortes dialectica fagt: Graece ipsa ars dialecticae dicitur, quod interpretatur de dictione, d. h. vone chedenne (vom Reden). Apud illos enim dia praepositio est, lecton autem dictionem significat. (Bei den Griechen ist dia Praposition, lecton aber bezeichnet die Rede.) Notker deutet also das Wort Dialektik, das abgeleitet ist von einem Zeitwort sich unterreden, als eine ganz unmögliche Zusammensetzung, und irrt sich auch in der Bedeutung der Präposition, die er in dieser Zusammensetzung sucht. — Und zu dieser Ueberlegung kommt die andere, die fast so aussieht, als ob sie mehr auf das definieren und das Begriffe bilden überhaupt gemünzt sei als auf das Uebersetzen: einen Begriff nicht erklären, wenn seine Bedeutung von selbst klar ift, insbesondere, wenn es zu viel Mühe machen würde. Auch die Lateiner hätten so griechische Wörter einfach übernommen, und nur in den Erläuterungen würden sie erklärt. Das sieht fast so aus, als ob Notker damit entschuldigen wollte, warum er die von ihm eben als beste bezeichnete Uebersetung des Wortes Substanz nun noch nicht angewendet hat, sondern meist bei dem lateinischen Wort geblieben ist.

Eine entsprechende Aufzählung von deutschen Ausdrücken findet sich im 24. Abschnitt der Betrachtungen, die der Kategorie der Quantität gewidmet sind: Linea wirdit kediutit reiß unde gîla unde rîga und strih unde durchkang. Superficies heißit obeslihti unde ußenahtigi. Corpus sive solidum mag heißin hebî und difchî. Si autem lit adiectivum, dicimus solidum erhavenis, dikchis, olangis, das chît (d. h.), aleganzis, unholis, festis. Und hier nun in den mathematischen Erörterungen verwendet er wirklich die deutschen Ausdrücke, für die er sich entschieden hat, fast mit der Stetigkeit und Genauigkeit eines echten Mathematikers. War er vielleicht mehr mathematisch begabt, oder sah er hier die Notwendigkeit einer festen Terminologie deutlicher? Und es erscheint geradezu wunderbar, was hier die altdeutsche Sprache hergibt, fast möchte es scheinen, mehr als die neue! Das unstetige, die discreta quantitas, ist Tiu underskeidena quantitas, nämlich numeros und oratio, tas ist zala unde reda; das stetige das continuum ist tiu sih zesamene habet, nämlich linea reiß, superficies obeslihti, corpus hevî, tempus zît und locus stat. Und nun zum Belege einige Säte, beliebig zu vermehren: Partium numeri nullus est communis terminus ad quem copules particulas eius: Tiu teil bero zalo nehabint neheina gemeina marche (die Teile der Zahl haben keine gemeinsame Grenze), tiu siu zusamene hefte. Also vinviu unde aber vinviu zesamene nehaftênt (wie fünf und nochmal fünf nicht zusammenhaften), ube din teil zênin machônt, d. h. ube denarius tarûs wirdit (wenn zehn daraus wird). Denn: nehein gemeine marche (keine gemeinsame Grenze) neheftit zesamene vinviu unde aber vinviu, siu sint somer geskeiden. Aber die Linie ist stetig: Ter reiß habit sih aber zesamene, wanda er mag undirstupfit werdin (denn er kann durch einen Punkt, stupf, zerteilt werden), unde der stupf ist tanne gemeine marche des zesewin teilis unde

des winsterin (und der Punkt ist dann gemeinsame Grenze des rechten und des linken Teiles). Das ist auch in mathematischem Sinne klarer als der lateinische Sat: Linea continuum est; potest enim sumere communem terminum ad quem particulae eius copulentur i. punctum. Man sieht, wie völlig frei Notker übersetz, wie willig ihm die Sprache folgt, die also gar nicht nötig hat, sich erst eine Syntax im Anschluß an das Vorbild der lateinischen Sätz zu schaffen. Denn wenn das nötig gewesen wäre, so müßte eine syntaktische Entsprechung vorliegen, und die fehlt hier wie in so vielen andern Notkerschen Sätzen.

Ein schönes Wort, dies understupfin, gebildet von stupf, einer wörtzlichen Uebersetzung von punctum, selbst offenbar Notkersche Neubildung, und entsprechend dann undermarchon, underrstan. Wir könnten das heute nur umschreiben: durch einen Punkt teilen, durch eine Grenze teilen, durch eine Linie teilen. Und so ist hier eine wahre Fundgrube von Begriffen, die den Mathematiker entzücken würden. Ich erwähne noch die Bildungen georto (einen Punkt als gemeinsames Ende habend) und gestto (eine gemeinsame Seite habend). Und zum Schluß ein wichtiger Satz, dessen Inhalt natürlich nicht von Notker stammt, der aber den Mathematiker und den Sprachsorscher anmuten wird in seiner bündigen altbeutschen Gestalt: Stupf neist nehein teil des reißes, er ist echirt ort unde marcha (der Punkt ist kein Teil der Linie, er ist nur Ende und Grenze).

Der Mathematiker und Logiker weiß, daß auf diesen Sat Leibnitz großen Wert gelegt hat, dessen Name hier, wo von Begriffsbildung die Rede ist, sich naturgemäß einstellt. Denn das Ziel, das Notker zuerst unter allen Deutschen erstrebte, mehr tastend als mit bewußter Ueberlegung, in deutscher Sprache eine wissenschaftliche Terminologie zu schaffen, diese Aufgabe ist in der Leibnitischen Schule, ausgehend von Leibnigens klaren und tiefen Gedanken über Bedeutung und Wert des Wortzeichens und des Zeichens überhaupt für das Denken, mit Verständnis in Angriff genommen und durchgeführt worden so, daß wir heute rückblickend wohl sagen dürfen, wenn die deutsche Philosophie etwas geleistet hat, worin sie die ältere der andern Völker eingeholt und vielleicht überholt hat, so verdankt sie das sicher auch dem durchdachten Begriffssystem, das ihr als nachgelassenes Patengeschenk von ihrem Begründer in die Wiege gelegt wurde. Und wenn wir die Bedeutung dieser so lange verkannten Schöpfung der Nachfolger Leibnitens heute bewundernd kennen, so wollen wir gleichzeitig auch dankbar gedenken des bescheidenen Mönches, der siebenhundert Jahre früher mit geringeren Kenntnissen und mit geringerem Erfolge, aber unzweifelhaft mit überragendem sprachlichem Feingefühl das Werk begann.

Notker wurde in seinem Kloster und darüber hinaus verehrt und wohl auch bewundert, aber er hatte keine Nachfolger in seinem Werk, selbst sein nächster Schüler zeigte kein Verständnis dafür. Freilich, wer will mit Sicherheit sagen, was sich unter der sichtbaren Oberfläche des historischen Geschehens vollzieht? Sind alle Vildungen Notkers aus der

Sprache verschwunden, ist der Gedanke selbst ganz wirkungslos geblieben? Vielleicht bringt uns die sich vertiefende Forschung oder ein glücklicher Zufall hier doch noch etwas, etwas besseres als jene voreilige Konstruierung einer Uebersetzungsschule, die sich an Notker angeschlossen haben sollte. Die hat es nicht gegeben. Notker stand allein auch am Ende seiner Laufbahn, und in Vergessenheit tauchen seine Werke, wie die wissenschaftlichen, so auch die poetischen und die biblischen. Nicht vermessen aber ist es zu sagen, wie die einen ihn zu Leibnit in Beziehung setzen, daß die andern ihm einen ehrenvollen Platz sichern neben Wulfila und Luther. Das anerkennen heißt zugleich auch den tiessten Grund seiner Wirkungslosigkeit erkennen: was der Arianer und der Protestant vollbrachten, ihrem Volke die Bibel zu geben, das mußte dem frommen Sohne der weltumfassenden Kirche bersagt bleiben.

Der tiefere Sinn der Heimatschutzbestrebungen.

Von Gerhard Boerlin.

er Ausdruck Heimatschutz in dem heute gebrauchten Sinne bezieht sich nicht auf die Abwehr kriegerischer Bedrohungen, wohl aber auch auf die Bekämpfung eines Feindes, der zwar ebenfalls von Außen bei uns eindringen kann, aber nur dann gefährlich ist, wenn er bei uns auf einen willfährigen Boden trifft. Es war ein seiner deutscher Musiker, Ernst Rudorff, welcher von Heimatschutz in der uns geläufigen Bedeutung gesprochen hat, indem er auf die zunehmende Verunstaltung des Landes aufmerksam machte. Ganz neu waren seine Ausführungen wohl nicht, wie ja auch die Großen an Vorhandenes anknüpfen. In England hatte sich schon früher eine Bewegung gegen das Ueberhandnehmen des Häßlichen, namentlich auf dem kunstgewerblichen Gebiete geltend gemacht; und diese Engländer, Morris, Erane und andere mögen starke Anregungen aus Fapan empfangen haben, wo ja, bis auf den heutigen Tag, eine sonst unerreichte Uebereinstimmung der gesamten äußern Lebensgestaltung mit der ganzen Landschaft und Natur herrscht.

Auch bei uns waren schon vor Jahren Stimmen des Verdrusses und des Hohnes über den Gang der äußern Entwicklung unseres Landes laut geworden. Erinnert sei an das dafür schlechthin klassische Gedicht Gottfried Kellers: "Die Raßeburg will Großstadt werden". Erst das Jahr 1905 führte eine Zusammenschließung von Gleichgesinnten herbei und zur Gründung der Schweizerischen Vereinigung für Heimatschuk. Den äußern Anstoß gaben zwei Angriffe auf den bisherigen Zustand: einmal im Wallis, wo die Pierre des Marmettes, ein gewaltiger erratischer Felsblock in den Reben oberhalb von Monthen zur Ausbeutung als Steinbruch verkauft werden sollte. Und dann der Abbruch der alten Turnschanze in Solothurn